

einige Bestätigung in dem, was über Napoleons Charakterzüge bekannt ist. Der Psychiater Wilhelm Lange-Eichbaum schildert ihn als skrupellosen, schrankenlosen Egoisten, dessen Ehrgeiz zur Machtgier gesteigert war. Kalt, unbeteiligt, nur an sich denkend, zeigte er immer wieder Ausbrüche von Zerstörungswut und sah sich außerhalb ethischer Verpflichtungen: «Ich bin nicht wie ein anderer Mensch, und die Gesetze der Moral und der Schicklichkeit können für mich nicht in Betracht kommen.»³

Seine Eroberungen stabilisierte Napoleon durch ungezügelter Nepotismus: So setzte er Familienmitglieder als Herrscher in den besiegten Staaten ein, darunter seine Brüder Jérôme als König von Westfalen, Joseph erst als König von Neapel, dann von Spanien, Louis als König von Holland, seinen Stiefsohn Eugène de Beauharnais als Vizekönig von Italien. Seine Ehe mit Joséphine Beauharnais, die ihm keinen Erben schenken konnte, ließ er auflösen, um zum Machtgewinn die habsburgische Kaisertochter Marie-Louise zu heiraten. Politische Opponenten ließ er lückenlos überwachen und bei geeigneten – teils provozierten – Gelegenheiten auf die Seychellen deportieren oder, wie den Herzog von Enghien aus der Bourbonendynastie, kurzerhand erschießen.

Eine wichtige Rolle bei Napoleons Feldzügen spielte die Aushebung. Unter Aushebung oder Rekrutierung wird die übliche Praxis verstanden, militärische Einheiten auf ihre Sollstärke zu bringen. In Kriegszeiten waren Zwangsrekrutierungen durch Könige oder auch Herrscher minderer territorialer Einheiten, etwa Grafen, weit verbreitet. Zwangsrekrutierungen aus gegnerischen Gebieten verbietet heute das Völkerrecht, im Zweiten Weltkrieg wurden noch Männer aus überfallenen Nationen zum Waffendienst in der deutschen Wehrmacht gezwungen.

Nicht anders verfuhr Napoleon, der sich nicht damit begnügte, junge Franzosen zum Kriegsdienst zu verpflichten, sondern Aushebungen auch in allen besetzten Staaten vollzog. Seine weitgesteckte Geopolitik war nicht allein mit französischem Nach-

wuchs zu realisieren. Allein sein Russlandfeldzug im Jahr 1812 umfasste mehr als 600 000 Soldaten; weniger als die Hälfte dieser Grande Armée stammte aus Frankreich. Viele waren unzulänglich ausgerüstet, die Verpflegung war trotz Raubüberfällen auf besetzte Gebiete katastrophal, dementsprechend war der Großteil des Heeres dem Tode geweiht.

Der besessene Tatmensch Napoleon hat auf seine Weise maßgebliche Ideen der Aufklärung in zwingende Realität umgesetzt. Das psychopathische Element dieser großen Leistung besteht darin, individuelles Leid angesichts des Herrschaftsziels nicht in Rechnung zu stellen, andere lediglich als Mittel zum eigenen Zweck, zur Erfüllung seiner Größen- und Unsterblichkeitsphantasien zu missbrauchen. In der Fernsehdokumentation *Napoleon – Metternich: Der Anfang vom Ende* wird Napoleon mit der Aussage zitiert: «Wenn es die Situation erfordert, ist mir das Schicksal von einer Million Soldaten egal.»⁴ Wir erkennen die gleiche Haltung bei allen Usurpatoren, Diktatoren und Kolonisten – auf den Punkt gebracht im berühmigten Ausruf von Friedrich II., mit dem er unerbittlich den Kadavergehorsam seiner Soldaten einforderte: «Hunde, wollt ihr ewig leben!?»

Pablo Picasso

Künstler sind oft ein wenig eigen. Zu den Persönlichkeitsmerkmalen, in denen Künstler vom Durchschnitt ihrer Mitmenschen abweichen, gehören Unkonventionalität, Ehrgeiz, Autonomiestreben und das Bedürfnis, originell zu sein.⁵ Große Künstler sind oft mehr als nur ein wenig eigen. Als große Kunst wird häufig etwas empfunden, das Vergangenes zwar aufnimmt, gleichzeitig aber überwindet, das überrascht, manchmal sogar verstört, aber durch seine Neuartigkeit und besondere Qualität gleichzeitig zu faszinieren weiß.

Merkmal großer Kunst ist also der Bruch mit dem Gewohnten. Vom Künstler verlangt dies ein hohes Maß an Eigenständigkeit

und Unabhängigkeit vom Urteil vieler Zeitgenossen. Manchmal hilft sogar eine gewisse psychische Absonderlichkeit dabei, trotz der irritierten, ablehnenden Reaktionen des Publikums bei den mutigen Verletzungen des gewohnten Kunstgeschmacks zu bleiben. Van Gogh hat das durchgehalten, aber seinen Erfolg auf dem Kunstmarkt nicht mehr erlebt. Ist dagegen jemand zu Lebzeiten als großer Künstler anerkannt, kommt er in eine Machtposition, die es ihm erleichtert, egomanisch oder spleenig zu sein, starrsinnig oder rücksichtslos. Unter günstigen Umständen erhöht das sogar seine Attraktivität.

Pablo Picasso gilt vielen Kunstexperten wie künstlerischen Laien als einer der größten bildenden Künstler und künstlerischen Impulsgeber des 20. Jahrhunderts. Wie wir allen Biografien entnehmen und an seinen Werken auch selbst erkennen können, war Picasso ein Extrembeispiel an Kreativität und Experimentierlust sowie der Freude am eigenen Einfallsreichtum. Nachdem Picasso sich durchgesetzt hatte, wusste er sehr gut um seine Bedeutung und agierte, was man durchaus als Indikator psychischer Gesundheit werten kann, keinesfalls weltfremd: Hartnäckig verhandelte er über Preise oder bereitete sich sogar in Rollenspielen auf Verkaufsgespräche vor.⁶ Andere Künstler, die er schätzte, beobachtete, kritisierte und befehdete er eifersüchtig als Konkurrenten, wie uns Julian Barnes wissen lässt;⁷ solche hingegen, die sich von ihm beeinflussen ließen, verachtete er. Aber das ist noch kein starker Indikator dafür, Picasso in die Galerie der Psychopathen aufzunehmen. Was qualifiziert ihn denn nun dafür?

Die besten Hinweise liefern uns die Äußerungen seiner Lebensgefährtinnen. Zwar müssen sie unter dem Vorbehalt stehen, dass sich alle diese Gefährtinnen von Picasso gekränkt, gedemütigt und verstoßen gefühlt haben, was ihr Urteil entsprechend gefärbt haben mag. Aber erstens lassen sich auch darin Züge seines Charakters erkennen, und zweitens erfahren wir von Carlton Lake, dem Koautor der wichtigsten Picasso-Biografin, Françoise

Gilot, dass er ihr «absolutes Gedächtnis» bewundert und alle ihre Äußerungen bei Nachprüfung bestätigt gefunden habe. Picassos Einstellung und Verhalten gegenüber Frauen nimmt verständlicherweise in diesen Quellen einen Hauptpunkt ein. Gilot schreibt in ihrem Buch *Leben mit Picasso*: «Er behauptete mit Vorliebe: Es gibt nur zwei Kategorien von Frauen – Göttinnen und Fußabstreifer. Und immer, wenn er dachte, ich könnte mich zu sehr als Göttin fühlen, tat er, was er konnte, um mich zum Fußabstreifer zu erniedrigen.»⁸ Und sie macht uns zum Zeugen von Situationen wie dieser: Nachdem sie ihm erklärt hatte, dass sie oft geglaubt habe, er sei der Teufel, erwiderte er: «Da ich der Teufel bin, bist du also einer meiner Untertanen. Ich glaube, ich werde dich brandmarken. Er nahm die Zigarette, die er rauchte, und hielt sie an meine rechte Wange. Er hatte wohl erwartet, dass ich zurückzucken würde, doch ich war entschlossen, ihm diese Genugtuung nicht zu verschaffen. Nach einer Zeit, die mir sehr lange erschien, nahm er sie weg. Nein, sagte er, das ist keine sehr gute Idee. Vielleicht möchte ich dich doch noch mal anschauen.»⁹ Und schließlich, kurz vor seiner Trennung von Françoise Gilot: «Der Gedanke machte ihn rasend, dass jemand, der ein Teil seines Lebens gewesen war, ihn überleben könnte. Er wiederholte, was er mir zu Anfang gesagt hatte: Jedesmal, wenn ich eine neue Frau nehme, sollte ich ihre Vorgängerin verbrennen. Dann wäre ich sie los. Es gäbe sie dann nicht mehr, und sie könnte mein Leben nicht mehr komplizieren. Vielleicht würde mir das auch meine Jugend zurückgeben. Man tötet die Frau und löscht damit die Vergangenheit aus, für die sie steht.»¹⁰ Für den Nervenzusammenbruch Dora Maars, Gilots unmittelbarer Vorgängerin, hatte er nur die lakonische Bemerkung übrig, dass sie schon viel früher in diesen Zustand geraten wäre, wenn er sie nicht aufgebaut hätte. Aber Gilot war seinem Werben, seinem Zauber hilflos erlegen und hegte natürlich, wie alle Frauen vor und nach ihr, die Hoffnung, dass es ihr besser ergehen werde. Sie schildert eine

Vielzahl an Begebenheiten, die Picasso als antagonistisch-unverträglichen, dominanten, jähzornigen, unkontrolliert-impulsiven, eifersüchtig-besitzergreifenden, misstrauischen, triebhaften und selbstgerechten Menschen charakterisieren – alles Merkmale von Psychopathie, wie bei Bond und Napoleon.

Dass Pablo Picasso alles seiner Arbeit unterordnete, sollte man einem großen Künstler nicht zum Vorwurf machen. Dass er andere Menschen als so bedeutungslos erachtete wie «Staubkörner, die im Sonnenlicht schweben», ist bedenklicher: «Nur ein Schlag mit dem Besen, und draußen sind sie.»¹¹ So spricht Françoise Gilot von «Pablo[s] klassische[r] Methode, die Menschen wie Kegel zu behandeln und den einen mit der Kugel zu treffen, um einen anderen damit zu Fall zu bringen».¹²

Wenn wir uns in Kapitel 8 fragen, wie man ein Psychopath wird, dann wird eine der Antworten lauten, dass Erfolg und Bewunderung Macht verleihen, die moralisch korrumpieren kann, die zu Unduldsamkeit und Selbstgerechtigkeit führen kann, zu der Überzeugung, dass die eigenen Bedürfnisse über allen Regeln und über dem Wohlergehen aller anderen Menschen stehen. Aber wie in so vielen Bereichen gilt auch hier, dass die Wirksamkeit solcher Einflüsse besonders groß ist, wenn sie auf den fruchtbaren Boden entsprechender persönlicher Dispositionen fallen. Wenn wir die Wirkungen einer Persönlichkeit wie Picasso auf andere Menschen erkennen wollen, so zeigt uns Françoise Gilots Dank an ihn eine Möglichkeit auf: «Und von diesem Augenblick an verbrannte Pablo alle Brücken zu jener Vergangenheit, die ich mit ihm geteilt hatte. Doch weil er das tat, zwang er mich, mich selbst zu entdecken und aus eigener Kraft weiterzuleben. Dafür werde ich ihm stets dankbar sein.»¹³ Die Widmung im Buch dieser gequälten und verstoßenen Person lautet: Für Pablo.